

Beilage zu Nr. 134 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 12. November 1887.

Im Banne der Verhältnisse.

Roman von Theodor Mügge.

(10. Fortsetzung.)

„Ich werde nicht zurückkommen, Toni.“

„Nein,“ fiel sie ihm in's Wort, „aber ich werde zu Dir kommen und zu meinem Bruder, wir Alle. Wir sollen im Winter in Berlin wohnen, und da soll es wunderschön sein.“

„Wer hat Dir das gesagt, liebe Toni?“

„Herr von Rachau hat es mir heimlich gesagt; ich soll es Niemand wieder sagen.“

„Er wird auch für Dich sorgen,“ erwiderte Gottberg vor sich hin.

„Ich mache mir gar nichts mehr aus ihm,“ erwiderte sie. „Er mischt sich in Alles; und, soll ich Dir etwas sagen, ich glaube, dem Papa geht es auch so. Er thut oft so, als ob er hier allein zu befehlen hätte.“

„Wo ist der Papa?“ fragte Gottberg, sie unterbrechend.

„Er ist unwohl und will allein sein. Sonst war er niemals unwohl, immer gesund; jetzt lacht er nicht mehr und hat mich fortgewiesen.“

„Und wo ist — Fräulein Luise?“

„Hier!“ erwiderte eine sanfte Stimme in seiner Nähe, und mit zitterndem Erschrecken sah er sie aus dem Gehege treten und ihm die Hand zum Gruß bieten.

„Sie sind lange ausgeblieben,“ sagte sie, „und morgen werden wir vergebens nach Ihnen fragen. Ich habe Sie erwartet, lieber Gottberg, um Sie noch einmal allein zu sehen und zu sprechen.“

„Es ist lange her, seit dies zum letzten Male geschah,“ erwiderte Gottberg.

„Sie haben Recht, und ich beklage mich nicht, wenn Sie darüber zürnen.“

„Ich habe kein Recht, zu zürnen,“ sagte Gottberg, leise seufzend.

Er erhielt keine Antwort darauf. Sie gingen einige Minuten lang schweigend neben einander her. Toni war verschwunden.

„Sie erleichtern es mir, Ihnen meine herzlichsten Abschiedswünsche sagen zu können,“ begann Luise dann von Neuem. „Sie kehren in das regsame Leben zurück, dem wir Sie entrissen hatten. Ihr Geist, Ihre Kenntnisse werden einen ganz anderen Wirkungskreis finden, und nichts wird mich inniger erfreuen, als wenn sich erfüllt, was ich erwarte: wenn ich Ehre, Ruhm und Ruhmvolles von Ihnen vernehme, wenn ich höre, daß Ihr Name sich unter den vielen Namen hervorhebt, die bestimmt sind, der Vergessenheit anheimzufallen!“

„Sind das die Glücklichen,“ fragte er, seine Augen schwermüthig zu ihr aufhebend, „deren Name eine Secunde der Weltensuhr länger erhalten bleibt, als die Träger desselben?“

„Welches Glück währt denn länger?“ erwiderte sie, gewaltsam lächelnd.

„Und ist das der Grund, aus welchem Sie Freude über meinen Entschluß empfinden, von Ihnen zu scheiden?“

„Freude! das ist ein Wort, das Thränen in meine Augen bringen könnte. Aber wie viel Schmerzen es auch macht, ich wiederhole es dennoch, Gottberg, es muß so sein. Sie müssen gehen, müssen uns verlassen! Sie sind zu einem ehrenvollen, reichen Leben bestimmt; das sollen Sie erfüllen! Ich hoffe es, ich glaube es. O! sehen Sie mich nicht so ungläubig, so traurig an. Steht eine Lüge auf meiner Stirn? Es ist keine Lüge!“

Während sie sprach, verlor sich die Ruhe, mit welcher sie begonnen hatte, und ihre Wangen rötheten sich, ihre Worte wurden schneller. „Sagten sie nicht heute,“ rief sie mit steigender Bewegung aus, „daß man kein Philosoph zu sein brauche, um nicht zu lügen oder zu betrügen?“

„Theure Freundin,“ erwiderte Gottberg erschüttert, „glauben Sie, daß ich aufhören könnte, Ihr ergebenster Freund zu sein?“

„Aber die Lüge, der Betrug!“

„Man kann sich selbst belügen und betrügen.“

„Ueben Sie kein Erbarmen,“ fiel sie ein, indem ihr Gesicht sich zu verhärten schien. „Richten Sie Ihre höhnlichen Augen noch einmal auf mich, rufen Sie mir noch einmal zu: belogen und betrogen! ich will nicht davor zittern.“

Sie standen in einem Halbkreis von Cypressen auf einer erhöhten Stelle des Gartens, wo die düsteren stillen Bäume eine Urne umringten, die dem Andenken der Mutter Luise's gewidmet war. Vorwärts öffnete sich dieser heilige Kreis gegen das weite Thal und über ihm hing der Abendhimmel in feurige Gluth getaucht, deren Widerschein die schwarzen Trauertannen und die Gestalt des jungen Mädchens überstrahlte.

Die leidenschaftliche Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, mußte auf Gottberg zurück-

wirken. „Wenn es nicht Lüge ist,“ rief er, ihre Hände ergreifend, „was ist es dann, theure, theure Luise, daß ich verlassen und verloren bin! Ist es Wahrheit? Ist es Lüge? Hast Du mich je geliebt?“

In Ihren Augen, die ihn mit so unaussprechlichem Ausdruck anblickten, lag die Antwort.

„Und jetzt — auch jetzt noch liebst Du mich?“

„Ewig! ohne Ende!“ erwiderte sie, ihre Hände vor sich faltend.

„Und ich soll Dich verlassen! Wer zwingt mich dazu? Wer zwingt Dich dazu? Dein Vater?“

„Ich — ich!“ sagte Luise tief athmend. „Wir müssen scheiden, Gottberg — wir müssen!“

„Warum? — Um Gottes willen! warum?“

„Fragen Sie nicht, geliebter Freund, fragen Sie nicht,“ erwiderte sie, nach Fassung ringend. „Es muß so sein — es muß!“

Ein Mißtrauen lief fressend durch sein Herz. Es zitterte in den Blicken, mit denen er sie betrachtete.

„Wie“, rief sie, ihn schmerzvoll anstarrend, „können Sie zweifeln?“

„Dann ist es ein Traum! Eine Einbildung! Ein leerer Wahn!“

„Mehr, mehr!“

„Rachau!“

„Fragen Sie nicht weiter!“

„Ich weiß Alles,“ sagte er. „Aber wenn Sie ihn nicht lieben, Luise, wenn er gelogen hat, als er sich Ihrer Gunst rühmte —“

„Thut er das?“

„Gegen Ihren Vater.“

„Gegen meinen Vater!“ wiederholte sie leise.

„Er hat ihn umschmeichelt und umherschmeichelt,“ fuhr Gottberg fort, „er hat sich ihm unentbehrlich gemacht, ich weiß nicht durch welche Mittel. Warum zittern Sie? Warum dies Entsetzen in Ihrem Gesicht?“

„Er wird mein Gatte werden.“

„Niemand!“ sagte Gottberg. „Sie könnten — ihn wählen!“

„Ich habe keine Wahl,“ antwortete Luise tonlos.

„Und ich — ich!“

„Und mein Vater!“ — sie sah mit scheuen, wilden Blicken umher, als lauere ein Verräther. Ein wirres, verzweifelndes Lächeln juckte um ihren Mund. „Um Ihrer Ehre willen, Gottberg,“ flüsterte sie sieberhaft glühend, „rühren Sie mich nicht an. Ich zittere nicht, es muß so sein. Lebe wohl! lebe wohl! ich betrog Dich nicht!“

Ihre Arme um ihn schlingend, hatte sie ihn gelüßt; doch als er sie halten wollte, war sie entflohen, und er wagte es, vermochte es nicht, ihr zu folgen. Der Wehruf ihrer Klage durchschnitt sein Herz und lähmte seinen Kopf. Ein Sturm verworrener Gedanken und Empfindungen verdunkelte Alles in ihm und um ihn, aber durch dies Chaos fuhr der Blitz einer entsetzlichen Wahrheit mit dämonischem Glanz. Mehr als einmal schon war diese an seiner Seele vorübergeglitten, aber er hatte das Ungeheuerliche von sich abgewehrt, wie ein Wespenst, mit dem frommen Glauben des Kreuzschlagers. Es war an seine Seite getreten und hatte ihm seine schrecklichen Augen gezeigt, als er an dem Hagebuttenstrauch stand; aus den frivolen Lasterungen des Bagabonden hatte es ihn durchschauert, und jetzt schlug die furchtbare Gewissheit über ihm zusammen.

„Heiliger Gott!“ rief er, aus der Versunkenheit sich aufraffend, und seine Arme zu dem dunkelglühenden Abendhimmel aufhebend „dennoch ist es Lüge, denn es kann nicht Wahrheit sein!“

11.

Am folgenden Tage hatte Gottberg das Haus verlassen. Die Post ging in einer frühen Morgenstunde ab. Beim ersten Tagesgrauen hatte der Doctor seine Habe nach der Stadt bringen lassen; geräuschlos war er ihr nachgefolgt, einen Brief zurücklassend, durch welchen er sich unter wiederholter Bezeugung seines innigsten Dankes empfahl. Unter den obwaltenden Umständen konnte dieser Abschied nur befriedigen, und man mußte es dankend anerkennen, daß Gottberg zartfühlend gehandelt hatte, um den peinlichsten Augenblicken zu entgehen und keine solchen zu verursachen. Es wurde wenig darüber gesprochen. Alle behaupteten in möglichster Ruhe ihr Einverständnis; nur Toni jammerte laut um ihren Freund und fand es abscheulich, daß er sich so heimlich fortgeschlichen, denn sie hatte ihn begleiten wollen und ihm noch so Vieles zu sagen gehabt.

Rachau spottete sie dafür aus und verwickelte sich in ein lustiges Gezänk, bei welchem das kleine Mädchen sich ziemlich ungerberig benahm. Als er begütigend ihr seine eigene Freundschaft dafür anbot, welche ihr Erfay verschaffen sollte, und viele schmeichelnde Versprechungen anwandte, schüttelte sie trozig den Kopf. „Du kannst uns den guten Doctor doch nicht ersetzen,“ sagte sie. „Alle Menschen hatten ihn lieb, und Keiner wird ihn vergessen. Papa auch nicht.“

Er wird bald genug wünschen, daß er wieder bei uns wäre.“

Der Papa rauchte seine Pfeife, blickte verdrießlich auf und antwortete nichts darauf; um so lustiger lachte Rachau darüber. „Wir werden ihn sämmtlich nicht vergessen, liebe Toni,“ erwiderte er, „laß ihn nur inzwischen auf dem Postwagen die frische Morgenluft genießen, die ihm gewiß wohlthun wird. Eine Reise machen ist sehr angenehm. Es giebt nichts Schöneres, als in die Welt zu fahren.“

„Warum reist Du denn nicht, wenn es so schön ist?“ fragte das Kind.

„Weil ich Dich nicht verlassen kann,“ erwiderte Rachau. „Wer sollte Dich und alle die Trauernden trösten, da der liebe Doctor durchaus nicht bei uns bleiben wollte?“

„Er sagte, er müßte fort, und Luise sagte es auch,“ antwortete Toni nachdenklich; „weiter wollte er mir nichts sagen. Weißt Du es?“

„Er hat es mir auch nicht gesagt.“

„Eigentlich ist es doch sonderbar. Es ist noch gar nicht lange her, wo er mich einmal auf seinen Arm hob, wie eine Feder, denn er ist sehr stark, wie man gar nicht glauben sollte. Und damals sah er so froh aus, und ich hatte den Robinson gelesen und sagte: Weißt Du was, Doctor, wir wollen zusammen nach einer glücklichen Insel fahren und nehmen Papa und Luise mit. — Nein, nein! rief er, wir sind schon da und wollen die glückliche Insel nie verlassen. Und jetzt hat er es doch gethan.“

„So geht es mit allen Robinsons und allen glücklichen Inseln,“ lachte Rachau. „Das hat man davon.“

„Wir werden's schon noch erfahren,“ sagte Toni, „meinem Bruder sagt er es gewiß. Das ist sein Freund.“

„Geh' fort, Du Schwägerin!“ rief der Major heftig aus. „Hinaus und thue was Nützlich!“

Erschrocken und verflummend lief das Kind fort, seine Augen voll Thränen. Herr von Brand lehrte sich nicht daran; er ballte seine Hand auf dem Tische zusammen und blies dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife.

Rachau war jetzt mit ihm allein. „Alle Wetter!“ begann er, „mein verehrter Freund, wenn Sie so fort rauchen, ersticken wir beide.“

„Ich habe nichts dagegen,“ murmelte Brand.

„Aber ich,“ lachte Rachau; „im Uebrigen wüßte ich nicht, was Sie bewegen sollte, mit Vergnügen zu ersticken. Der tugendhafte Doctor hat das Feld geräumt, wir sind ihn los. Ihre Manier, sein Andenken zu beseitigen, ist aber durchaus falsch.“

„Ich handle nach meiner Manier,“ fiel der Guts-

herr grossend ein.

„Das dürfen Sie nicht, denn Sie würden sehr unklug verfahren.“

Herr von Brand fuhr auf, aber er begegnete den freundlichen Augen seines Vertrauten, die ihn mit der eigenthümlichen Schärfe anblickten, vor der er geheimen Schauer empfand. „Sie haben, wie gesagt, sehr Unrecht mit Ihrem Ungefühle,“ lächelte Rachau sanft. „Das liebenswürdige Kind hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und die Stimme der Unschuld hätte Ihnen nicht verloren gehen müssen. Nachdem dieser Narr sich noch närrischer benommen hat, als ich es ihm zutraute, läßt sich allerdings voraussehen, was sich ereignen wird, nämlich, daß Toni ganz Recht hat. Er wird Ihrem Sohne, seinem Freunde, sein Herz ausschütten; somit müssen Sie ihm zuborkommen. Haben Sie dem Herrn Ministerialrath noch keine ausführliche Mittheilung gemacht?“

„Nein,“ sagte Herr von Brand mürrisch.

„So muß es heut noch geschehen. Ich habe gleich nach dem betrübenden Ereigniß oder vielmehr nach dem Begräbniß auf Ihren Wunsch die traurige Pflicht übernommen, dem Herrn von Brand die nöthigste Mittheilung in Ihrem Namen zu machen, da Sie selbst zu angegriffen von Schmerz und Trauer waren; jetzt jedoch ist es die höchste Zeit, daß Sie selbst die Feder ergreifen. Sie haben bis jetzt keine Antwort?“

„Nein,“ stieß der alte Herr heftig hervor.

„Er wird auf Ihren Brief warten.“

„Ich will nicht schreiben! Ich kann nicht!“

Rachau zog ein Papier hervor. „Hier ist ein Entwurf,“ sagte er, „ich habe ihn niedergeschrieben; fügen Sie hinzu, was nöthig scheint. Ich hoffe jedoch, Sie werden damit zufrieden sein.“

Er schob den Bogen unter die Augen des Majors, der starr darauf hinblickte. Rach und nach wurden dessen Augen größer, sein Gesicht von Röthe verunkelt. Er stieß das Papier von sich und sagte in grimmig: „Das sind Lügen! Schändliche Lügen.“

„Keineswegs,“ erwiderte Rachau, „es sind Vermuthungen, Ansichten, Meinungen, welche sich durch aus rechtfertigen lassen und welche Sie notwendig haben müssen. Es kommt vor allen Dingen darauf an, die Verhältnisse und das Betragen dieses Gottberg in das rechte Licht zu setzen. Ein reicher und